

Sabine Schulze Gronover, Jahrgang 1969, arbeitet als Diplom-Pädagogin und Kunsttherapeutin in Kliniken in Münster und Hamm. Sie lebt in Drensteinfurt, ist verheiratet und hat eine vierzehnjährige Tochter. 2011 erschien im Emons Verlag ihr erster Kriminalroman »Todgeweiht im Münsterland«.

SABINE SCHULZE GRONOVER

# Luzifer und der Küster

WESTFALEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig.

emons:

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Hermann-Josef Emons Verlag  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagfoto: [photocase.de](http://photocase.de) / carlitos  
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany 2012  
ISBN 978-3-89705-997-9  
Westfalen Krimi  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

## EINS

Meine Beerdigung war eine enttäuschende Aneinanderreihung von Geschmacklosigkeiten. Aber die Organisation dieser so persönlichen Veranstaltung war mir leider nicht vergönnt.

Der Pfarrer hielt eine Ansprache über meinen Einsatz in der Jugendarbeit, über die vielen jungen Seelen, denen ich angeblich eine neue geistige Heimat bereitet hätte. Machen wir doch kein Theater darum. Ich bin von Beruf Sozialpädagoge und habe nur meinen Job gemacht.

Des Weiteren lobte der Pfarrer meinen stets mutigen Einsatz, ohne zu erwähnen, wie gern er mich dabei behindert hatte. Beispielsweise, wenn es um Spenden für die Jugendarbeit ging oder darum, gemeinsame Aktionen mit Jugendlichen aus dem sozialen Brennpunkt und seinen Messdienern zu organisieren. Er sprach von meiner Nächstenliebe und verschwieg seine Vorurteile gegen junge Menschen aus muslimischen Familien. Er tat so, als wäre ich einer seiner fleißigen Kirchgänger gewesen, obgleich die Anzahl der Hostien, die ich aus seiner Hand empfangen hatte, erschreckend gering war.

Und dann kam das Ave-Maria, gesungen von Herbert Knoll aus dem Kirchenchor. Das Ave-Maria ist ein wunderschönes Lied, aber so abgenutzt wie Jingle Bells am zweiten Weihnachtsfeiertag. Wie konnte man mir nur so etwas antun? Über meine jahrelange Feindschaft mit Herbert Knoll will ich an dieser Stelle gar nicht reden. Das gehört schließlich nicht auf eine Trauerfeier. Aber ich hätte mir ein passenderes Abschiedslied gewünscht. Ein weniger sanftes, weniger getragenes Lied. Bei mir war schließlich nicht alles piano und andante, es gab auch oft crescendo und fortissimo.

Ja, und dann erst die sogenannten Trauergäste. Ein gutes Drittel von denen hätte von mir niemals eine Einladung erhalten.

Einigen nahm man die Trauer ohnehin nicht ab. Da standen tatsächlich Leute an meinem Grab, die sich letzte Woche noch geweiigert hatten, mit mir am Telefon zu sprechen! Wollten sie herausfinden, unter wie vielen Zentimetern Erde man mich in den Boden verbannte?

Der Blumenschmuck gefiel mir, blaue Blüten, weiße Blüten und viel Grünzeug.

Ein paar meiner Jugendlichen waren erschienen, sie gaben mir das letzte Geleit, so wie ich diese Kinder oft zur Schule begleitet hatte oder zu ihren Eltern. Letzteres war meistens auch eine traurige Angelegenheit gewesen. Aber über diese Besucher freute ich mich wirklich.

Die Sonne schien und zauberte Lichtblitze in Lisas Haare.

Und endlich fragte ich mich, was ich hier eigentlich tat und wie ich es tat. Schnell fand ich heraus, dass ich überhaupt nichts tat. Vielmehr geschah etwas mit mir. Die Menschen an meinem Grab wurden kleiner, die irdischen Geräusche wie Vogelzwitschern, menschliche Gesprächslaute und natürlich der Verkehrslärm entzogen sich plötzlich meiner Wahrnehmung. Mein Kopf beziehungsweise das, was ich bislang noch davon benutzt hatte, schien sich mit Watte zu füllen, und mein quasi letzter Gedanke war: Jetzt stirbt auch noch meine Seele. Erst muss der Körper dran glauben, dann lassen sie dich noch eine Weile zuschauen, damit das Sterben nicht gar so schlimm erscheint, und schließlich bist du einfach weg.

Das dachte ich zumindest. Aber irgendwann hatte ich doch wieder so eine Art Körpergefühl und bewegte als Erstes meine Augen. Ich schaute, wohin es mich verschlagen hatte. Hell war es, so, als säße man bei sonnigem Wetter in einem Wintergarten. Es herrschte eine angenehme Temperatur, und es roch nach Blüten. Eine gewisse Erleichterung machte sich in mir breit. Schwefelgeruch und große Hitze hätten mich nun doch beunruhigt.

»Herzlich willkommen!« Die Stimme gehörte zu einem jungen Mann, der in einem merkwürdig altmodischen Gewand vor mir stand und mich aus blauen Augen anschaute. Seine Haare waren länger, als meine Lisa es mir jemals erlaubt hätte. Ein junger Philosoph aus vergangenen Zeiten. Berückend schön.

Ich verkniff mir die peinliche Frage, ob ich im Himmel sei. Der Satz jedoch, den ich stattdessen laut aussprach, war nicht minder unangebracht. »Schön warm haben Sie es hier. Mein Name ist Rudolf Kemper.«

Der Adonis grinste leicht. »Ich weiß. Und das bereits in dritter Generation. Uns passieren diesbezüglich selten Fehler.«

Er hatte wohl mein irritiertes Gesicht bemerkt, denn er fügte hinzu: »Nun, hier kommen meistens schon die Leute an, die wir erwarten, Rudi. Dein plötzliches Ableben tut mir leid, aber wir brauchen hier oben dringend einen guten Sozialpädagogen.«

Während ich zu begreifen versuchte, was ich gerade vernommen hatte, sah ich mich nach einer Sitzgelegenheit um. War ich etwa gar nicht tot? Hatte man irgendeine merkwürdige Inszenierung mit mir unternommen, quasi die Hardcore-Version von »Versteckte Kamera«? Ich konnte das alles nicht fassen.

»Da, wo ich herkomme, locken Headhunter mit mehr Lohn, wenn sie einen Mitarbeiter abwerben wollen.«

»Wir erledigen das hier anders. Verzeihung.«

Schließlich streckte er mir eine feingliedrige Hand entgegen und setzte hinzu: »Ich bin Jonas. Komm mit, ich zeige dir dein neues Zuhause.«

Ich lief hinter ihm her. Was sollte ich auch sonst tun? Unsicher fragte ich: »Sag mal, macht ihr das öfter? Wenn ihr Hunger auf Berliner bekommt, lasst ihr einen guten Bäcker sterben oder so ähnlich?«

»Natürlich nicht! Es war kompliziert genug, dich für unsere Sache zu bekommen. Wir mussten verschiedene Anträge stellen und Berichte verfassen.«

Allmählich glaubte ich mich wirklich in einer bizarren, surrealen Komödie und reagierte entsprechend: »Ach was! Bei mir ist nur der Totenschein angekommen.«

Jonas schritt mit der Eleganz eines Tänzers vor mir her. Jetzt drehte er sich um und fragte erstaunt: »Sag mal, bist du etwa wütend?«

Der Kerl hatte vielleicht einen naiven Charme. »Ich weiß ja nicht, zu welcher Spezies du gehörst, aber wir Menschen werden nicht so gern abrupt aus dem Leben gerissen. Meistens betreiben wir sogar einen ziemlichen Aufwand, um das Sterben möglichst weit hinauszuschieben. Und wir bewerben uns in der Regel nicht um eine Stelle im Jenseits.«

Jonas schaute mich einige Sekunden schweigend an, dann sagte er im Weitergehen: »Du wärst in fünf Jahren an Krebs gestorben.«

Ich rechnete aus, wie viele Steaks ich in fünf Jahren noch hätte essen können, und fühlte mich trotzdem betrogen. Also beendete ich diese unfruchtbare Diskussion und widmete mich der neuen Umgebung.

Die war behaglich. Zwar erinnerten die Räume und Flure an ein Raumschiff, aber es fehlte die technisierte Kühle. Es gab nur wenig Möbel, die meisten waren Sitzgelegenheiten, und da waren nirgendwo Türen. Eine warme Helligkeit empfing mich überall, ohne dass ich eine bestimmte Lichtquelle hätte benennen können.

In einem Saal, der an einen Seminarraum erinnerte, bat Jonas mich schließlich Platz zu nehmen und zu warten. Er selbst verschwand.

Ich befand mich in einer merkwürdigen Stimmung zwischen Behaglichkeit und Besorgnis. Wovor konnte man noch Angst haben, wenn man bereits tot war? Eine Unmenge von Fragen ging mir durch den Kopf. Was war das hier eigentlich für ein Ort? Brauchte man im Himmel Sozialpädagogen? Sicherlich nicht.

Unerwartetes Gekicher riss mich aus meinen Gedanken. Keine zwei Meter von mir entfernt standen drei Jugendliche, zwei Jungen und ein Mädchen. Ich schätzte sie auf etwa sechzehn bis achtzehn Jahre. An einem Ort wie diesem spielte das aber wohl kaum eine Rolle. Dachte ich.

»Hallo! Bist du nicht ein bisschen jung zum Sterben?« Der Junge, der mich das fragte, hatte fransig geschnittene Haare und erinnerte mich an ein Bandmitglied von Tokio Hotel. Vermutlich war dieser Eindruck erwünscht. Er nahm das Gekicher der anderen wie eine gewohnte Beifallsbekundung entgegen.

»Ihr seid wohl nur zu Besuch hier, was?«

Nacheinander schoben die drei sich in den Raum herein. Das Mädchen sagte: »Wir sind alle nur zu Besuch hier.« Der Junge mit den langen Haaren stellte sich jetzt vor: »Ich bin Dominik.« Dann lauschte er, denn es waren eilige Schritte zu hören. Erstaunt bemerkte ich, dass die drei sich davonmachen wollten, so, als dürften sie bei mir nicht gesehen werden.

Dominik drehte sich noch mal um und sagte: »Ich weiß ja nicht, was du so vorhast, aber uns kriegen die hier nicht mehr weg.« Damit verschwanden sie.

Interessanter Aspekt. »Hier« zu sein war also erstrebenswert.

Jonas betrat nun wieder den Raum in Begleitung eines Mannes, der mich an einen jüdischen Rabbi erinnerte. Für diesen Eindruck war ein langer, sorgfältig zurechtgemachter Bart verantwortlich. Seine

Kleidung hingegen ähnelte der von Jonas. Ich überlegte, ob mir solche Gewänder wohl stehen würden, und wunderte mich einmal mehr über die Körperlichkeit, die mir trotz allem erhalten geblieben war. Immerhin hatte ich gesehen, wie mein Körper in einen Sarg gelegt worden und dann in einer Erdgrube verschwunden war. Unvermittelt fasste ich mit einer Hand meinen Arm, um zu überprüfen, ob ich tatsächlich noch hatte, was ich für vorhanden hielt.

Mit bemerkenswerter Aufmerksamkeit sagte Jonas zu mir: »Die Menschen sind so sehr an ihre Körperlichkeit gebunden, dass wir sie an diesem Ort aufrechterhalten.«

»Und wie heißt dieser Ort?«, wollte ich wissen.

Der andere Mann antwortete, und ich war sofort eingenommen von der Ruhe in seiner Stimme: »Dieser Ort ist namenlos. Namen sind Wegweiser, nicht wahr? Hierhin kommt man ohnehin, wenn es so weit ist.«

»Ausgenommen Sozialpädagogen mit einer besonderen beruflichen Qualifikation. Bei denen helfst ihr schon mal nach.« Mein Vorwurf prallte gegen Watte. Jonas lächelte mir charmant zu.

Jonas' Begleiter erwiderte: »Ich sehe, wir können gleich zur Sache kommen. Ich bin Raoul. Die drei jungen Leute, für die wir deine Hilfe benötigen, hast du gerade kennengelernt.«

»Sie waren so sehr darum bemüht, dass unsere Bekanntschaft nicht bemerkt wird.«

Jonas lächelte sanft. »Sie haben noch nicht begriffen, dass wir sie nicht wirklich sehen müssen, um ihre Anwesenheit zu bemerken.«

»Und die Anwesenheit dieser Jugendlichen ist hier wohl nicht erwünscht?«

»Setzen wir uns.« Raoul machte eine einladende Handbewegung, und die beiden ließen sich mir gegenüber nieder. Ich hatte noch niemals so bequem gesessen, das schwöre ich. Dabei handelte es sich um einfache, hell gebeizte Holzbänke.

Raoul legte seine Hände bedeutungsvoll auf die Tischplatte und setzte zu einer Erklärung an: »Wenn ein menschliches Wesen seiner Bestimmung entsprechend stirbt, dann trennt es sich damit von seiner körperlichen Hülle. Diese wird beerdigt oder verbrannt, manchmal auch mumifiziert. Was eben in der jeweiligen Zeit und Kultur angemessen erscheint. Wie genau das geschieht, ist schlechthin ohne Bedeutung, selbst wenn die Leiche bei einem Schiffsunglück auf den

Grund des Meeres sinkt. Du hast es gerade erlebt. Deine Aufmerksamkeit blieb noch einige Zeit bei deinem Körper, deinen Angehörigen und deinem alten Leben, dann bist du zu uns gelangt.«

Etwas theatralisch breitete Raoul die Arme aus, und ich dachte schon, von mir würde nun eine Umarmung erwartet. Doch er sprach weiter: »Diese paar Tage halten wir für wichtig, um sich zu verabschieden und sich an den anderen Bewusstseinszustand zu gewöhnen. Wenn man hier ankommt und einige Zeit verweilt, genießt man üblicherweise die Behaglichkeit. Man trauert dem alten Leben nicht mehr hinterher, sondern ist bereit für etwas Neues.«

Ich überlegte kurz und musste zugeben, dass Raoul im Großen und Ganzen recht hatte. Ich fühlte mich behaglich und verspürte merkwürdigerweise kaum Abschiedsschmerz, sehnte mich weder nach meinem Zuhause, meinen Angehörigen oder sonst etwas. Allerdings war ich noch immer erregt darüber, dass dieser Jonas die Arroganz besessen hatte, meinen Lebenszeitplan zu durchkreuzen.

Raoul hatte meine Aufmerksamkeit wieder, als er fortfuhr:

»Wir sind hier nur eine Zwischenstation. Das heißt, hier werden die Menschen auf eine erneute Rückkehr zur Erde vorbereitet. Sie verabschieden sich von ihrem alten Leben und von ihren Erinnerungen und entwickeln Aufgaben, die es im nächsten Leben zu bewerkstelligen gilt.«

Ich schaute ihn verdutzt an und fühlte mich auf den Arm genommen. »Reden wir hier von Reinkarnation? Bin ich etwa im buddhistischen Himmel gelandet? Ich bin Katholik, müsst ihr wissen.«

Jonas antwortete mit einer gewissen Überheblichkeit: »Ihr Menschen und eure Religionen! Werft sie doch alle in einen Topf, rührt um und esst gemeinsam daraus. Ich will dir sagen, was die richtige Religion ist: Wer an das Gute glaubt, der ist auf dem rechten Wege. Wie er den Schöpfer beim Beten letztendlich benennt und ob er dabei kniet, liegt oder in der Schaukel sitzt, ist ohne jede Bedeutung.«

Raoul sprach weiter, als hätte es diese Exkursion in die Komplexität der menschlichen Religionen gar nicht gegeben. »Hier tauscht ihr ein altes Leben gegen ein neues.«

»Warum?«

Jonas schaltete sich wieder ein. »Du hast Klavier gespielt, Rudi, richtig?« Ich nickte. »Und wenn du ein Stück gespielt hast, warst du

bemüht, es jedes Mal besser zu spielen. Wenn du Sport gemacht hast, war es dein Bestreben, dich mit jeder Trainingsstunde zu verbessern. Der Mensch forscht und übt sein Leben lang, um Dinge besser zu machen. Das ist ein göttliches Prinzip. Der Mensch als Individuum soll auch immer besser werden. Aber ...«, Jonas erhob den Zeigefinger, »bei alledem soll der Mensch frei bleiben, sich für das Gute zu entscheiden oder dagegen. Das kann zu einem ewigen Dilemma führen.«

Raoul ergänzte etwas süffisant: »Glaub mir, Rudi, euer oft auf Bildern dargestelltes Fegefeuer, da steckt ihr doch längst drin. So ist das Leben auf der Erde, wie ihr es euch gestaltet.«

Ich hatte so ein Gefühl in der Brust, das man schwer beschreiben konnte.

»Und die Hölle?«, wagte ich einen Einwand. »Kommt die Hölle dann, wenn Gott die Geduld mit jemandem verliert, oder wie darf ich mir das vorstellen?«

Raoul und Jonas schauten sich betroffen an und sagten beinahe gleichzeitig: »Wir wissen es nicht.«

Und Raoul fügte hinzu: »Das ist Chefsache.«

Dann strich er sich mehrmals über den Bart und machte sich daran, mir die unglaubliche Geschichte der drei jungen Leute zu erzählen. Offensichtlich konnte auch im Jenseits einiges schief laufen.

»Sie sind plötzlich hier aufgetaucht, ohne dass wir sie erwartet hätten. Es gab keine Zuständigkeit, keine Todesursache, nichts. Ihr Menschen seid daran gewöhnt, nicht alles zu wissen, für uns ist das ein unverzeihlicher Fauxpas.« Raouls Gesicht verzog sich schmerzhaft.

Jonas ergriff wieder das Wort: »Wir haben natürlich schnell nachgeforscht und erfahren, dass die drei aus einem polnischen Waisenhaus entlaufen waren und auf ihrer Flucht nach Deutschland verunglückt sein mussten. In ihrer Heimat gelten sie als verschollen. Dort geht man davon aus, dass sie es bis nach Deutschland geschafft haben. Aber es sind Waisenkinder, keiner kümmert sich wirklich darum, was aus ihnen geworden ist.«

»Und was ist nun tatsächlich passiert? Ich meine, woran sind diese drei denn nun gestorben?«

Meine Frage wurde mit betretenem Schweigen entgegengenommen. Jonas sagte: »Wir wissen es nicht.«

»Selbstmord vielleicht?«, mutmaßte ich. Ich wusste, dass Selbstmord bei jungen Leuten eine der häufigsten Todesursachen war.

Jonas beugte sich ein wenig vor. »Hör zu, Rudi, wenn jemand in unserem Bezirk stirbt, egal wie, dann wissen wir das.«

Meine Güte, dieser schöne Mensch konnte daherreden wie ein Cop in L.A.!

»Und wenn sie nun außerhalb dieses Bezirks gestorben sind?«

»Sind sie nicht! Mit dem Wort Bezirk umschreiben wir kein fest umrissenes Gebiet.« Er seufzte, schaute hilfeschend zu Raoul und ergänzte: »Ich will es mal so offen wie möglich sagen: Nach all dem, was wir über diese drei Jugendlichen wissen, wären sie niemals in diesen Bezirk aufgenommen worden. Egal, wann, wo oder woran sie gestorben wären!«

So allmählich bekam ich eine Ahnung davon, dass Jonas und Raoul ein echtes Problem hatten. Allerdings war mir noch immer nicht klar, wieso sie sich ausgerechnet von mir Hilfe erhofften.

»Warum fragt ihr sie nicht einfach, was passiert ist?«

Ich hatte keine Ahnung, wie man hier im Jenseits miteinander umging, aber mir schien das naheliegend. Jonas und Raoul jedoch wirkten bei all ihrer Souveränität jetzt etwas ratlos. Raoul strich sich erneut über den Bart und erzählte, dass man die drei Jugendlichen natürlich mehrfach befragt habe. Allerdings habe man bislang keine plausible Erklärung erhalten. Es war weder Raoul noch Jonas gestattet, in irgendeiner Form Druck auszuüben oder gar erzieherisch tätig zu werden. Ihr Einfluss auf die menschlichen Seelen war begrenzt, ihre Aufgabe war lediglich die Begleitung und Vorbereitung Verstorbener auf ein neues Leben. Es war noch niemals vorgekommen, dass Neuankömmlinge sich weigerten, diesen Ort wieder zu verlassen.

Immerhin gab es also einen göttlichen Plan. Bei mir dachte ich, dass meine beiden heiligen Begleiter doch vielleicht mal einen Schnupperkurs auf der Erde machen sollten. Dort lief so gut wie nie etwas nach Plan, und die Fähigkeit zur Improvisation war eine der wichtigsten Überlebensstrategien.

Laut fasste ich zusammen: »Die drei jungen Leute sind also spurlos aus Polen verschwunden, offensichtlich gestorben und nun an diesem Ort. Sie weigern sich, etwas Neues zu beginnen, und wollen hier nicht mehr weg. Was geschieht denn, wenn sie bleiben?«

Jonas schüttelte den Kopf. »Das geht auf keinen Fall. Sie müssen

sich bewähren, und das können sie nur auf der Erde. Wenn wir es nicht schaffen, sie auf den rechten Weg zu bringen, werden sich andere des Problems annehmen. Abgesehen davon, dass wir für unser Versagen dann Unannehmlichkeiten in Kauf nehmen müssten, würde das für unsere drei fatale Folgen haben. Menschen gehören auf die Erde, so lange, bis der Boss etwas anderes entscheidet.«

Eine Frage interessierte mich brennend, aber ich wollte nicht respektlos erscheinen. Also bemühte ich mich sehr um eine vorsichtige Formulierung: »Gibt es denn keine Anweisungen oder einen Ratschlag von oben, wie ihr mit dem Problem umzugehen habt?«

»Die Anweisungen waren schon immer eindeutig: Wenn es Probleme gibt, sollen wir sie lösen.«

Jonas strahlte mich an, als er sagte: »Und darum haben wir uns jetzt den zweitbesten Sozialpädagogen unseres Bezirks geholt. Ich bin zuversichtlich, dass wir mit deiner Hilfe unsere rebellischen Neuzugänge wieder gemäß des göttlichen Plans auf den rechten Weg führen werden.«

Meine nächste Frage lag auf der Hand. »Wieso habt ihr denn nicht den besten Mann geholt? Ich habe mich nicht um diesen Job gerissen.«

»Oh, dieser andere Pädagoge ist gerade Vater geworden. Er wird auf der Erde gebraucht.«

Ich bin mir sicher, mein Mund stand mindestens eine Minute lang offen, bevor ich etwas erwiderte. »Ich hatte einen Hund, der mich liebte.«

Dabei dachte ich aber an Lisa.

Körperlich fühlte ich mich wunderbar behaglich, aber meine Laune hatte sich plötzlich verschlechtert. Die Begründung für meinen Tod klang nicht mehr nach einem Kompliment. Tatsächlich war ich einsam genug zum Sterben gewesen, und das rieben sie mir jetzt rein. Diese beiden Handlanger oder Engel besaßen so viel Empathie wie eine hungrige Ratte. Kein Wunder, dass Dominik und seine Freunde nicht bereit waren, mit ihnen zu reden.

Raoul berichtete mir zunächst von dem Mädchen. Die sechzehnjährige Maria hatte seit ihrem fünften Lebensjahr in dem Waisenhaus gelebt. Alle Vermittlungsversuche an potenzielle Pflegefamilien waren fehlgeschlagen, da Maria sich auf überhaupt keine Beziehung

zu einem anderen Menschen einließ. Den einzig tragfähigen Kontakt hatte sie offensichtlich zu Dominik aufgebaut, der vor etwa drei Jahren in das Heim gekommen war. Dominik musste schon früh lernen, für sich und andere zu sorgen. Seine Mutter war Alkoholikerin, kümmerte sich nur sporadisch um den Sohn, und als sein Vater bei einem Autounfall starb, wurde ihr das Sorgerecht entzogen. Jetzt war er achtzehn.

Der dritte Junge hieß Viktor. Er war still und blass, ein rätselhaftes Buch, in dem weder Freund noch Feind zu lesen verstanden. Er war unter merkwürdigen Umständen in das Waisenhaus zu Dominik und Maria gekommen, nachdem seine Eltern plötzlich als verschollen galten. Nach einer Odyssee durch die verschiedensten Institutionen war er schließlich im Heim gelandet. Viktor war siebzehn.

Abgesehen davon, dass ich mir zahlreiche gute Gründe vorstellen konnte, warum die drei jungen Leute aus dem Waisenhaus geflohen waren, verstand ich doch nicht, warum sie über den Umstand ihres Todes so vehement schwiegen. Meine Phantasien diesbezüglich waren wild und ausufernd.

Wie immer, wenn jemand etwas so betont zu verschweigen versuchte wie diese jungen Leute, begannen die Mutmaßungen zu wuchern. Ich sah drei junge Ausreißer vor mir, die unterwegs in die Hände brutaler Kinderschänder geraten waren. Vielleicht waren sie auch auf einer einsamen Landstraße überfahren worden oder wilden Tieren zum Opfer gefallen. Allerdings gab es im Münsterland davon nicht allzu viele. Wenn man hier durch ein Tier zu Tode kam, dann meist, weil ein zartes Reh dem zu schnell fahrenden Auto die Vorfahrt nahm, das eigene Pferd sich unter dem Sattel den Hals brach oder die erwilderte und mit Genuss verzehrte Wildsau von Trichinen befallen war.

Ich konnte mir eigentlich nicht vorstellen, dass meine neuen Schützlinge die Umstände ihrer Anwesenheit hier verschwiegen, weil das Ende so schrecklich gewesen war. Dieser Ort war derart, dass einem solche Erinnerungen eigentlich nicht mehr viel ausmachten. Schließlich wusste ich durchaus Bescheid, wie es war, auf grässliche Weise ums Leben zu kommen.

Offenbar wollten Dominik, Maria und Viktor ihre beiden Todesbegleiter Jonas und Raoul ganz bewusst im Ungewissen lassen.

Da man Jugendliche, die aufgrund eines Traumas nicht bereit sind

zu sprechen, anders behandelt als junge Leute, die sich aus Trotz dazu veranlasst fühlen, waren solche Überlegungen für mein weiteres Vorgehen wichtig. Dass meine nächste Frage unsere beiden Gastgeber verwirrte, zeigte mir, wie wenig Raoul und Jonas von Teenagern verstanden. »Wenn man in ein neues Leben startet, baut man doch völlig neue Kontakte auf, oder? Es bleibt einem keinerlei Erinnerung an sein altes Leben und die Menschen, die man einmal geliebt hat?«

Jonas und Raoul schüttelten beinahe gleichzeitig den Kopf. »Es ist so unwahrscheinlich wie ein Lottogewinn, dass man im neuen Leben auf dieselben Seelen trifft, geschweige denn, dass man sich dessen bewusst ist. Für den Menschen wichtig ist lediglich die Fähigkeit zu lieben und einander zu vertrauen, und die entwickelt sich immer wieder neu.«

Ich überlegte, dass sich diese Fähigkeit anscheinend langsam abnutzte, wenn man die Scheidungsrate betrachtete und die Tatsache, dass Singles mittlerweile eine eigene Subkultur bildeten.

Ich schaute erst Jonas und dann Raoul an. »Entschuldigt bitte, aber dann wundert ihr euch, dass diese drei nicht bereit sind, in ein neues Leben aufzubrechen?«

»Nein, ich habe eigentlich aufgehört, mich über die Menschen zu wundern, schon vor zweitausend Jahren.« Raoul grinste mich an.

Ich seufzte nur. Diese drei Ausreißer hatten in ihren jungen Leben schon sehr viele Verluste erlitten. Es hatte niemanden gegeben, der sie bei sich aufnehmen wollte. Bei keinem der drei bestand eine tragfähige Beziehung zu auch nur einem Elternteil. Nun hatten sie sich zu einer Gruppe zusammengefunden und empfanden wahrscheinlich zum ersten Mal nach langer Zeit ein Gefühl von Zuhause, von Familie. Im realen Leben hätte ich sie darin unterstützt, zusammenzubleiben. Und ich würde ihnen auch jetzt gern beistehen. Das Problem war nur, dass die drei mausetot waren!

Ihr Starrsinn würde sie in die Verdammnis bringen, wobei ich mich weigerte, das Wort »Hölle« auch nur zu denken. Wenn man sich bereits im Jenseits befand, erschien einem so ein Thema verdammt nah und sehr bedrohlich.

Laut sagte ich: »Es liegt doch auf der Hand, dass eure jungen Besucher sich nicht mehr trennen wollen. Bietet ihnen einen Handel an! Dann gehen sie bestimmt.«